

Liebe Leserin, lieber Leser!

Eine jüdische Geschichte erzählt, dass einst ein Fremder zu Abraham kam. Wie es Gastsitte war, empfing Abraham den Fremden mit offenen Armen und lud den Gast zum Verweilen ein. Nachdem Abraham ihm die Füße wusch und beide sich zu Tische setzten, hob Abraham an, Gott zu loben und ihm für die Gaben zu Tische zu danken. Da der Fremde aber an andere Götter glaubte, betete er nicht mit. Als Abraham dies bemerkte, erhob er seine Stimme und forderte von dem Fremden, er solle doch Gott, dem Geber aller Gaben, für das Essen danken. Der Fremde aber verweigerte dies und so verwies ihn Abraham des Hauses. Der Fremde aber zog ungesättigt seines Weges.

Als Abraham in seinem Dankgebet fortfuhr, sprach Gott zu Abraham: „Abraham, bin nicht ich es, der Sonne und Wind, Tag und Nacht, Hitze und Regen gemacht hat – ohne ein Wort des Dankes von euch Menschen. Abraham, bin nicht ich es, der die Pflanzen wachsen lässt und die Tiere euch gegeben hat – ohne ein Wort des Dankes von euch Menschen. Abraham, bin nicht ich es, der die Menschen auf die Welt kommen lässt und ihnen das Maß ihrer Tage zuteilt – ohne ein Wort des Dankes von euch Menschen. Mache dich auf und lade den Fremden ein, mit dir zu speisen, auch wenn er nicht in dein Dankgebet einstimmen will.“

Und Abraham, so von Gott gescholten, machte sich sogleich eilends auf den Weg, um den Fremden zu suchen. Doch als dieser Abraham in der Ferne kommen sah, meinte er, der Bote Gottes wolle ihm etwas Übles antun, und er begann schnell wegzurennen. Nur mit großer Mühe gelang es Abraham, den Fremden einzuholen, und er bat ihn, doch noch Einkehr bei ihm zu halten. Auf dem gemeinsamen Rückweg zu Abrahams Zelt, erzählte Abraham dem Fremden, was Gott zu ihm im Gebet gesagt hat.

Jener Fremde war so erstaunt über Gott, dass dieser nicht einmal davor zurückschreckte seinen eigenen Boten zu schelten. Daraufhin beschloss der Fremde, von nun an auch diesen Gott zu verehren. Und so stimmten schlussendlich beide froh in das Dankgebet ein.

Liebe Leserin, lieber Leser jene jüdische Geschichte stimmt uns in unseren heutigen Predigttext ein. Es geht in diesem Text auch um Hunger und Dank, um Zuwendung zu Gott und um die Frage, wie gehen wir denn eigentlich mit den Fremden um. Wir lesen im Evangelium nach Johannes im vierten Kapitel:

5 Da kam Jesus in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte. 6 Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich an den Brunnen; es war um die sechste Stunde. 7 Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! 8 Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Speise zu kaufen. 9 Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du, ein Jude, erbittest etwas zu trinken von mir, einer samaritanischen Frau? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern. 10 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. 11 Spricht zu ihm die Frau: Herr, du hast doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? 12 Bist du etwa mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Söhne und sein Vieh. 13 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; 14 wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt. 15 Spricht die Frau zu ihm: Herr, gib mir dieses Wasser, damit mich nicht dürstet und ich nicht herkommen muss, um zu schöpfen!

Liebe Leserin, lieber Leser, vermutlich kennen wir das alle: Da reden zwei Personen vollkommen aneinander vorbei. Zwar haben beide das Gefühl, über das Gleiche zu sprechen, aber sie meinen noch lange nicht dasselbe. Da meinen zwei, sie könnten miteinander reden und sprechen doch nur aneinander vorbei. Doch der Evangelist Johannes lässt uns als Leserinnen und als Hörer nicht im Unklaren, dass dies eine gewollte Vieldeutigkeit der Situation ist.

Da sprechen ein fremder Mann und eine fremde Frau miteinander, was in den Augen eines antiken Beobachters schon höchst anstößig sein musste; zugleich unterhalten sich Menschen aus zwei völlig getrennten religiösen Gesellschaften – hier der Jude Jesus; dort die Samariterin – wo man doch den Kontakt

untereinander möglichst mied, da man die jeweils andere Gruppe für gottlos oder selbst bei freundlichster Interpretation für nicht richtig gottesfürchtig hielt.

Es ist eigentlich auch nicht der recht Ort und die rechte Zeit für tiefgreifende Gespräche – in der prallen Mittagshitze müde am Brunnenrand Schatten suchend, verstaubt von der Wanderung und durstig – wohl keiner von uns käme auf die Idee, dass dieser Mann mehr wäre als nur ein einfacherer Wanderer.

Und so wird aus einer kleinen, scheinbar alltäglichen Handreichung, aus der Bitte um einen Schluck Wasser, einer der dichtesten und zugleich knappsten Texte des Neuen Testaments, in dem es darum geht: wer ist eigentlich dieser Jesus. Und um uns zu helfen, das zu verstehen, geht das Alltägliche über zu dem Nichtalltäglichen.

Es ist nicht das Ziel des Evangelisten, jene Namenlose bloßzustellen und anzuzeigen, für wie dumm man etwa Frauen damals hielt. Doch Jesus spielt hier mit Worten und Wendungen, die uns heute kaum noch einleuchtend sind.

Denn das, was Luther mit den Worten „lebendiges Wasser“ übersetzte, kann im Griechischen sowohl frisches Quellwasser als auch für Lebenswasser stehen. Beide Bedeutungen sind enthalten in der Bitte der Frau, Wasser des Lebens zu erhalten. Dabei meint Jesus, dass die von ihm ausgehende Gabe nicht Mund und Rachen erfrischt, sondern den Durst des Menschen nach echtem Leben stillt.

Und so erzählt der Evangelist Johannes davon, wie die Frau verstehen lernt, dass das Wasser des Lebens, von dem Jesus spricht, nicht das übliche Quellwasser ist, dass sie alltäglich aus dem Brunnen holt. Ja, dass es nicht einmal um die notwendigen zwei oder drei Liter geht, die wir täglich trinken müssen, um leben zu können. Sondern dass jenes Wasser, von dem Jesus spricht, dass er das selbst ist. Dass die Quelle, aus der sie zukünftig leben wird, jener Messias ist, an den zu glauben, sie auch ihre Dorfmitbewohner auffordert und die dieser Aufforderung sogar folgen, wie wir ganz am Ende des Kapitels lesen. Sie lässt sich ganz auf jenen ihr bis dato unbekanntem Mann ein, auf seine Worte und auf die Hoffnung, die ihr in jenen Worten begegnen.

Jesus vermag das, weil erst jene Frau und dann auch wir durch ihn erkennen, wo wir selbst jenseits der Wahrheit und des Lichtes leben. Doch er kann uns dies nur dann klar machen, wenn unsere eigenen Wunsch- und Zerrbilder von gelungenem Leben und unseren menschlichen Vorstellungen von Lebenswasser zu flüchtigen Wunschbildern zerfließen.

So wie die Samariterin ein Wasser verlangt, welches ein für alle Mal ihren Durst stillen soll, so ähnlich sind wohl auch unsere menschlichen Bedürfnisse, Lebenserfüllung zu erlangen. Die Samariterin zeigt hier etwas Grundsätzliches über uns an: Unser menschliches Suchen nach uneingeschränkter Lebenserfüllung, das in jedem von uns wohnt, gleichsam unserer Natur entspringt, bleibt notwendigerweise ein verfehltes Suchen. Denn das uns eigentlich Nötige liegt außerhalb unserer Machtsphäre, außerhalb des uns Verfügbaren und von uns Machbaren. Das, was wir Menschen brauchen, muss uns gegeben werden.

Rudolf Bultmann, ein bedeutender Theologe des 20. Jahrhunderts, hat dies einst für mich in bewundernswert knappen Formulierungen zusammengefasst, in dem er davon spricht, dass der Mensch das Wasser des Lebens findet, „wenn er es aufgibt, nach ... dem, was sein Leben erhalten könne, zu suchen, wenn er nicht mehr das Uneigentliche mit dem Eigentlichen verwechselt, wenn er dem ihm begegnenden Offenbarer sich öffnet“.

Jene Geschichte am Jakobsbrunnen erzählt also davon, dass wir passiv werden müssen, um so das Lebenswasser zu erlangen.

Abraham musste einst lernen, dass auch der Fremde mit seiner ganzen Andersartigkeit ein Recht auf Aufnahme und Gastfreundschaft hat. Die Begegnung mit Jesus bewirkte bei der Frau eine radikale Änderung ihres Lebensstiles – davon berichtet der Evangelist im Fortgang unseres Predigttextes. Das offene, aufmerksame Zuhören auf das ziemlich ungewöhnliche Sprechen Gottes machte dies bei beiden möglich.

Damit erinnert uns jenes Gespräch am Jakobsbrunnen immer zugleich daran, dass dies eine der Grundforderungen unserer christlichen Existenz ist. Sich dem zu öffnen, der uns erfüllt mit seiner Gnade und uns so das Wasser des Lebens schenkt. Amen

Dekan Dr. Torsten Krannich, Dekanatamt.Ulm@elkw.de